

Tremé, der Name hat Klang. In Tremé, dem ältesten schwarzen Viertel Amerikas, gleich hinter dem berühmten French Quarter, steht die Wiege des Jazz. Als David Simon, einer der besten Erzähler des US-Fernsehens, einen Schauplatz suchte, um den schwierigen Neubeginn im sturmverwüsteten New Orleans zu dokumentieren, fiel die Wahl auf Tremé. Stark im Kommen, gleichwohl ursprünglich geblieben, so ungefähr bewerben es die Tourismusvermarkter. Nur die Tafeln, die Bill Terry an den schmiedeeisernen Zaun vor seiner Kirche gehängt hat, passen nicht so recht ins folkloristische Bild. Man könnte sogar sagen: Sie sind ein Störfaktor.

Die Tafeln aus Messing, jede gut zwei Meter hoch, sind Mahnmale für die Opfer des Schusswaffengewalts, eng beschrieben mit Namen von Getöteten. Ständig fügt Terry, der Pfarrer der St. Anna's Episcopal Church, neue Namen hinzu, Namen aus ganz New Orleans. Anfangs ließ er sie eingravieren, aber das dauerte zu lange, zu schnell wurde die Liste länger und länger. Inzwischen schreibt er sie mit dickem, wasserfestem Filzstift auf das Metall. Links Name und Alter. Rechts, wie jemand ums Leben kam: Sam Syson, 17, erschossen.

Eine Zeit lang habe es so ausgesehen, als bekomme die Stadt die Gewalt in den Griff, sagt Terry und fährt sich mit der Hand durch den Pferdeschwanz. New Orleans erholte sich

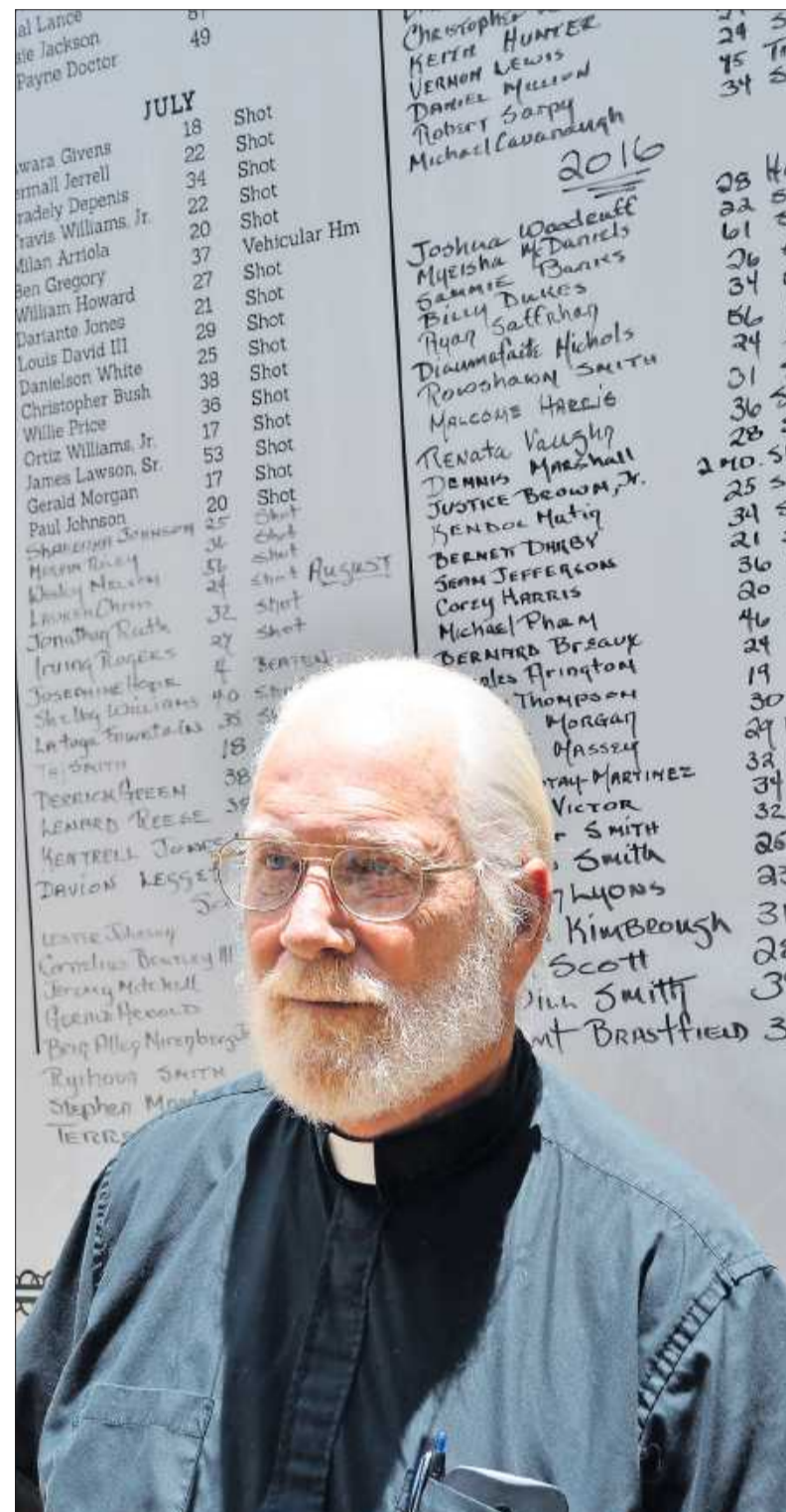
GRAUSIGE STATISTIK

Vor seiner St. Anna's Episcopal Church in der Esplanade Avenue hängen die Tafeln, auf denen Pfarrer Bill Terry die Namen derer notiert, die Schusswaffen zum Opfer fielen. Vergangenes Jahr waren es 175 – fast jeden zweiten Tag wurde jemand erschossen.

FOTO: FRY

Terrys Liste

Bill Terry, Pfarrer in New Orleans, hat beschlossen, die Namen der Opfer der Schusswaffengewalt in seiner Stadt auf Tafeln vor seiner Kirche zu schreiben. Damit sie nicht wenig später schon vergessen sind. Von Frank Herrmann



An jedem Sonntag verlesen sie beim Gottesdienst die Namen der Toten, nicht nur die der Ermordeten von New Orleans, auch die von Polizisten, die in der Woche davor im Dienst ums Leben kamen, egal wo. „Ich will, dass die Leute dieses Wort hören: erschossen“, sagt Terry. „Tyrone Matthews, 23, erschossen.“ Einmal im Monat marschieren sie mit Rosen zum Hauptquartier der Polizei, eine Blume für jedes Opfer.

Angefangen hat es im Juli 2005, im Monat vor Katrina. Im Fernsehen liefen die Abendnachrichten, von einer Schießerei war die Rede, Terrys Frau wollte wissen, wo genau es passiert war. „Mach dir keine Sorgen, nicht in unserem Viertel“, antwortete der Kirchenmann: „Und in derselben Nacht

fielen Schüsse in unserer Straße.“ Wie von Sinnen rannte Terry hinaus, auf einem Parkplatz lag ein junger Mann, leblos. Neben ihm schrie dessen Freundin. Am nächsten Morgen begannen Terry, Namen der Schusswaffenopfer in ein Heft einzutragen. Daneben klebte er Zeitungsausschnitte, meist waren es Kurzmeldungen, nach ein paar Tagen wieder vergessen, wenn man sie nicht sammelte. Zwei Jahre später hängte er die erste Messingtafel an seinen Kirchenzaun. Ein schlichtes Mahnmahl sollte es werden. Im Laufe der Zeit wurde daraus eine Art Schrein für Leute, die wissen, dass sich die Stadt sonst kaum für ihre getöteten Söhne, Brüder, Väter interessiert. „Weil die Schüsse Routine sind“, sagt Terry, „und weil sich die

meisten damit abgefunden haben“. Einmal, erzählt der Pastor, offenbarte ihm die Mutter eines toten Jungen, sie habe nicht mehr geglaubt, dass außer ihr noch jemand um ihren Sohn traure. Die Worte hätten ihn aufgewühlt. Denn im Grunde habe die Frau gesagt, dass ihr Sohn in den Augen der Gesellschaft ein Wegwerfartikel gewesen sei. „Aber bitte“, sagt Terry, „zeichnen Sie mich jetzt nicht als diesen pazifistischen Prediger, der Waffen in Bausch und Bogen verdammt.“

In Wahrheit ist er ein Mensch voller Widersprüche, so widersprüchlich, wie sich Amerika mit dem Thema Waffen beschäftigt. Er mag Warren Buffett, den Milliardeninvestor, erstens, weil Buffett Erfolg hatte, zweitens, weil er versprach, sein Vermögen zu 99 Prozent zu verschenken. Er mag auch Bernie Sanders, der die wachsende soziale Ungleichheit zum Thema machte. Dabei war Terry mal ein Konservativer. Für Lloyd's of London versicherte er Schiffe, ehe ihn eine familiäre Tragödie den Beruf wechseln ließ. Seine Tochter nahm sich im Teenageralter das Leben, worauf sich der frühere Theologiestudent wieder der Kirche zuwandte.

Es sei nicht so, dass er Waffen hasse, sagt Terry. Er besitzt selbst einige, meist Erbstücke. Vier Jahre diente der Geistliche – „ich bin sehr stolz darauf“ – bei der Kriegsmarine. „Ich mag Waffen. Was ich nicht mag, ist die Symbolik, mit der wir sie überladen.“ Waffen zum Symbol der großen amerikani-

„Es reicht nicht, dass wir nach einem besonders schockierenden Amoklauf protestieren.“

schen Freiheit zu erklären, wie es die Flintenlobby tut, geht dem 66-Jährigen gegen den Strich. Und das auch noch in einem Land, dessen Autofahrer sich widerspruchlos ans Tempolimit halten, selbst wenn es 55 Meilen pro Stunde beträgt. Weniger als Tempo 90 und weitgehend uneingeschränkter Waffenbesitz, wie geht beides zusammen? „Sie wollen, dass ich darin einen Sinn erkenne. Es macht keinen Sinn“, antwortet Terry.

Nur hat er die Hoffnung aufgegeben, dass sich so bald etwas ändert an der Waffendebatte. Nur eine mächtige Bürgerbewegung, glaubt Terry, könnte eine Wende bewirken. Vielleicht seien seine Tafeln an der Esplanade Avenue ein kleiner Anfang, aber Illusionen mache er sich keine. „Es reicht nicht, dass wir nach einem besonders schockierenden Amoklauf drei Monate lang protestieren. Wir müssen länger durchhalten.“

Fürs Erste sucht Terry Spender für eine Schule, eine private, auf dem Glauben beruhende, zunächst mit maximal 60 Schülern. Doch um gute Lehrer bezahlen zu können, müsste er viel mehr Spenden aufreiben, als es zurzeit der Fall ist. „Wenn mir Mercedes bezahlen zu können, müsste ich meine Schule Mercedes-Benz-Schule, ist mir völlig egal“, bringt er, ganz der Pragmatiker, schmunzelnd auf den Punkt. Er würde von jedem Geld nehmen, von einem Casino, von Prostituierten, von Trump. Hauptsache, 60 Kinder könnten den Teufelskreis verlassen, sagt Terry: „Hauptsache, ihre Namen landen nicht auch noch auf meinen Tafeln.“

„Schreibmaschinen-Meister“. Viele waren auf sie angewiesen – weil sie selber nicht schreiben konnten, aber auch, weil sie sich keine Maschine leisten konnten und später auch keinen Computer. Inzwischen sind nur noch etwa zwei Dutzend übrig.

Der Lauf der Zeit lässt sich auch an den Maschinen erkennen. Alles hier stammt noch aus Zeiten des Kalten Kriegs, vieles aus westdeutscher Produktion: Maschinen der Marke Olympia beispielsweise, irgendwann von den Militärs in den 1970er- oder 80er-Jahren im Olympia-Stammwerk in Wilhelmshaven bestellt. Auf die Tastatur kam statt der lateinischen Buchstaben seinerzeit die typisch burmesische Kringelschrift. Herr Than lässt auf seine alte Olympia nichts kommen – auch wenn das Gehäuse immer weniger wird. „Die zwei oder drei Jahre, die ich noch durchhalten will, wird sie auch noch halten.“ Viel länger werde es sein Gewerbe auch gar nicht mehr geben. |Von Christoph Sator, dpa

BEZIEHUNGSKISTE

Hot Pants

Nicht so einfach, das Miteinander – Leser fragen, zwei Familien- und Paartherapeutinnen antworten.

MIT GABRIELE ENGEL UND URSULA KLOTMANN

„Die Kleidung unserer Tochter, 15, sorgt in unserer Familie immer wieder für Streit. Gerade jetzt im Sommer trägt sie so knappe Shorts und Shirts, dass Po und Busen kaum bedeckt sind. Am liebsten würden wir ihr das verbieten.“



Verboten: Nein. Verhandeln: Ja. Im Alter Ihrer Tochter gehört die Selbstfindung mit dem Mittel der Provokation tatsächlich zur Entwicklung, und Kleidung und Körper eignen sich dafür bestens. Was befürchten Sie: dass Ihre Tochter als zu freizügig angesehen, von Männern angestarrt oder gar begrabtscht wird? Dass anzügliche Bemerkungen gemacht werden, schlecht geredet wird, dass sie unmoralische Angebote bekommt und allem schutzlos ausgeliefert ist? Das ist alles möglich. Mit 15 ist sie dem noch nicht gewachsen, was tatsächlich ein Grund zur Sorge ist. Aber auch ein guter Anlass, mit ihr darüber zu reden, wie solche Outfits auf die (männliche) Umwelt wirken.

Zeigen Sie die Gefahren auf und erklären Sie ihr, warum der Schutz Vorrang hat vor der totalen Selbstbestimmung in Kleiderfragen. Verhandeln Sie Regeln der Bekleidung für Schule, Freizeit und Zuhause. Bestehen Sie auf Basis-Standards wie „Po und Busen müssen bedeckt sein“. Seien Sie gleichzeitig kompromissbereit, besonders bei Klamotten, die sie daheim trägt, sowie bei Farben, ausgefallenen Frisuren, Schuhen oder Schmuck. Wenn Sie solche klaren Positionen vertreten, sind Sie nicht spießig, altmodisch oder uncool, was viele Eltern befürchten, sondern Sie nehmen einfach Ihre elterlichen Pflichten wahr.

Liebe Leser, haben Sie ähnliche Fragen? Dann schicken Sie diese per Post an RHEINPFALZ am SONNTAG, Beziehungskiste; Industriestraße 15, 76829 Landau, oder per E-Mail an ras-beziehungskiste@rheinpfalz.de.

Gabriele Engel (links) und Ursula Klotmann praktizieren als systemische Therapeutinnen in Neustadt. www.ek-institut.de

TRAUM DER WOCHE

BÜRGERDIENST BONNDORF Rathaus im Koffer



Wäre das nicht traumhaft, anstatt aufs Rathaus zu müssen, käme die Verwaltung zu einem nach Hause? Perso oder Pass ausstellen, Adresse ändern, Ausweis umschreiben, Führungszeugnis beantragen, Dokumente und Formulare ausdrucken – das würde manches leichter machen. Vor allem für ältere oder behinderte Menschen. Geht nicht? Doch. In Bonndorf im Schwarzwald. Der dortige Bürgerdienst hat einen sogenannten Bürgerkoffer (Foto), mit dessen Hilfe alles daheim am Küchentisch erledigt werden kann, was auch im Rathaus gemacht wird. Gerade in ländlichen Gegenden sehr hilfreich. Einzige Einschränkung: Eine gute Internetverbindung ist vonnöten. Wo Licht ist, ist auch Schatten. |arts FOTO: DPA

ALBTRAUM DER WOCHE

VERZEHR VON HUNDEFLEISCH Wuffi hat Schwein

Wau: Wer auf der indonesischen Urlaubsinsel Bali ein Gericht mit dem Namen „Rintek Wuk“ bestellt, ist auf den Hund gekommen – wörtlich: Rund 60.000 Hunde sollen in Bali pro Jahr im Topf landen. Der Gouverneur der Insel will nun stärker gegen den Verzehr von Hundefleisch vorgehen. Ein generelles Verkaufsverbot gibt's freilich nicht. Grrrrrr. |dlk

Wunderbare Welt

MYANMAR

Der richtige Tipp

Der Mann, der Regenschirme reparierte, ist schon weg. Die Frauen, die jeden Morgen ihre Klapptische mit den Telefonen aufstellten, damit die Leute ihre Anrufe erledigen konnten, auch. Aber wenigstens die „Meister der Schreibmaschine“ sind noch da. Auch wenn es immer weniger werden, die in Rangun, im Viertel der Notare, mit ihren alttümlichen Maschinen auf den Gehwegen sitzen.



Seit sich Myanmar, das frühere Burma, geöffnet hat, kann man auf den Straßen der ehemaligen Hauptstadt in Echtzeit erleben, wie Berufe sterben. Moderne Technik wie Smartphones und Laptops erobert den Alltag. Deshalb sagt Mg Mg Than, er gehöre zu den „Menschen von gestern“. Der 70-Jährige verdient sein Geld seit damit, für Kunden Dinge in seine Maschine zu tippen: Schreiben ans Amt, Heiratsurkunden, Geschäftspost, zu



Zeiten der Militärdiktatur oft auch vertrauliche Dokumente. Manchmal waren sogar Liebesbriefe dabei.

Diese Art von Lohnschreibern heißen in Myanmar Lat-Nhate-Sat Sayar Thamar, die „Meister der Schreibmaschine“. „Länger als ich ist heute keiner mehr dabei“, sagt der Alte. Zum Zehn-Finger-System hat es trotzdem nie gereicht. Das Geschäft – pro Seite gibt es umgerechnet ein paar Cent –

lohnt kaum mehr. Im Monat verdient er umgerechnet etwas mehr als 100 Euro. Den großen Vorteil der Schreibmaschine aber gibt es noch: Man braucht kein Büro, keine Steckdose. Tisch, Hocker, Maschine – fertig.

Doch der digitale Wandel macht das Gewerbe kaputt. Bis vor ein paar Jahren saßen rund um die Maha Bandoola Park Street, wo Kanzleien und Behörden ansässig sind, bis zu 250